Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 26. 9. 1937 | Nr. 39

Kaiser Augustus und die Deutschen.

Von Professor Dr. Hermann Aubin.

Am 23. September beging Rom und das neue von Rom aus geleitete Imperium die zweitausendste Jährung des Tages, an dem der Neuordner des ersten römischen Imperiums, C. Julius Caesar Octavianus, geboren wurde, der sich später Augustus nennen ließ. Mit Italien nahm die ganze Welt an der Feier teil, die in der alten Urbs prunkvollste Gestalt gewinnen sollte. Die Beendigung der römischen Bürgerkriege, die Aufrichtung des Kaisertums, das, zunächst verhüllt in den Formen der Republik, den Bestand der Herrschaft der Stadt sichern sollte und in der Tat den Bestand des Imperiums selbst im Westen auf fünf Jahrhunderte erhalten hat, das sind Ereignisse, das ist eine Leistung, die nicht Italien allein angehen, sondern die weite, immer noch in ihrem Schatten stehende Welt an diesem Gedenktag zum Rückschauen zwingen.

Uns Deutschen gilt die weltgeschichtliche Bedeutung nicht anders als den übrigen Völkern, die noch etwas vom Erbe der Antike in sich tragen. Die Bewahrung des von den Bürgern Roms zusammeneroberten Reiches vor dem Zerfall und die Gewährung einer jahrhundertelangen Frist für seine Einwirkung auf alle Länder des Mittelmeerkreises haben Voraussetzungen auch unsers Daseins geschaffen, welche wir nicht mehr hinwegdenken können. Die Mischung und der Ausgleich der vielgestaltigen Elemente des Orients, des Griechentums und des Latinismus zu dem Ganzen der spätantiken Kultur, die Ausbreitung des Christentums als eines ihrer vornehmsten Bestandteile innerhalb des Reichsgebiets, der Ausbau des römischen Staatswesens und Rechts, der Gedanke des Kaisertums selbst sind Erbstücke geworden, die unser Volk aufgenommen, bald als Erhöhung seiner selbst, bald als Last empfunden hat und welche trotz Abbröckelns und mannigfachster Veränderungen, die sie durchgemacht, auch heute noch in uns fortwirken.

Wir haben aber noch einen andern Grund, am zweitausendsten Geburtstag des Augustus über den Verlauf der Geschichte nachzudenken. Denn in seine Regierung fällt ein Wendepunkt in jene Auseinandersetzung zwischen Römern und Germanen, die als völkisch-politisches Problem durch Jahrhunderte angedauert hat und als geistiges eben auch heute nicht abgeschlossen ist.

Das Verhältnis zu den Germanen hatte Augustus, wie das ganze Reich, von seinem Großoheim, von Caesar, übernommen. Nach den Cimbereinfällen schreckvollsten Angedenkens waren die Germanen durch ein halbes Jahrhundert dem Gesichtskreis Roms entschwunden. Als aber Caesar zur Eroberung Galliens ansetzte, erkannte er sogleich, daß jenseits des keltischen Gürtels eine neue, eine größere Germanengefahr im Anzug war: die Gefahr ihres geschlossenen Andringens. Durch Gallien hindurchstoßend, zersprengte Caesar in der Ariovistschlacht die Spitze dieses Vormarsches. Zweimal den Rhein übersetzend, schreckte er die jenseitigen Stämme zurück und legte den Strom als Grenze zwischen sie und das Gebiet, das er für Senat und Volk von Rom in Anspruch nahm. Im Schutz dieses Festungsgrabens konnte er die Eroberung Galliens durchführen, in das er auch jene Germanen einbezog, die zum Beispiel schon seit Jahrhunderten auf dem linken Rheinufer saßen. Die Ordnung galt auch dann noch, als er selbst mit seinen Legionen zum Bürgerkrieg um die Herrschaft im Reich abgerückt war.

Indem Caesar sich Gallien allein für Rom sichern wollte, hatte er zugleich dem Reich eine Grenze gegeben, welche mitten durch das Germanenland hindurchschnitt, die Germanen teilte die einen völlig fesselte, die andern in ihre rechtsrheinischen Sitze bannte und so die Flut der Nordvölker, die seit Jahrhunderten im Vordringen nach Süden und Westen begriffen waren, abdämmte. Dort war das Erbe, das Augustus vorfand. Völlige Ruhe war an der Rheingrenze freilich nicht eingetreten. Noch immer lastete der Druck aus dem völkerreichen innern Germanien auf den Grenzstämmen, deren Weiterwandern nun ein Riegel vorgeschoben war. Gelegentlich mußten die Römer selber Hilfe bieten, um ihnen Luft zu machen. Augustus ließ den starken Stamm der Ubier auf das linke Rheinufer herübernehmen und nur das künftige Köln ansiedeln.

Als nach Beendigung der Bürgerkriege der große Ordner des Reiches persönlich in Gallien erschien, konnte ihm auch das nicht verborgen bleiben, daß Caesars Grenze ein Notwerk im Wurf des Augenblicks gewesen war und strategisch höchst ungünstig verlief. Noch lagen selbst die Alpenlandschaften nicht in Roms Hand, und dennoch sprang die Grenze unabsehbar bis zur Rheinmündung nach Norden vor. Als im Jahr 16 vor Christus Germanen neuerlich mit starker Macht über den Niederrhein hereinbrachen und den Römern eine so schmähliche Niederlage beibrachten, daß diesen selbst ein Legionsadler verlorenging, da faßte Augustus den Entschluß zu einer völligen Neugestaltung der Nordgrenze des Reiches. Es war ein Plan, der an Großartigkeit des Entwurfs und Wollens nicht hinter Caesars Eroberung von Gallien zurückstand. Im ersten Abschnitt des Vorgehens wurden die Alpenländer unterworfen und die Donaulinie erreicht. Für den zweiten war die Elblinie als Ziel gesetzt.

Damit gab Augustus dem Germanenproblem eine völlig neue Wendung. Aus der Abwehr ging er zum Angriff über, von der Sicherung Galliens schritt er zur Unterwerfung Germaniens. Caesar hatte die Germanen vom Reich abzuwehren getrachtet. Augustus wollte ihre Gefahr bannen, indem er sie ins Römische Reich einbezog.

Was man bisher nur im Randstreifen des germanischen Lebensraums links des Rheins zu spüren bekommen hatte: römische Herrschaft mit Steuern, Rekrutenstellung, fremdem Recht und wirtschaftlicher Durchdringung, das sollte jetzt seinen Kern treffen. Zwar hat Augustus alle Germanen, auf beiden Rheinufern, zu einer Provinz vereinigen wollen, für die in Köln bereits der große Gemeinschaftsaltar errichtet wurde. Aber diese Anerkennung ihrer völkischen Zusammengehörigkeit kann nicht über das Schicksal hinwegtäuschen, das ihnen drohte. Was die Unterwerfung unter Rom für Innendeutschland bedeuten mußte, lußt sich leicht an den andern von Augustus dem Reich einverleibten Gebieten ablesen: eine rasche Hebung der äußern Kultur, aber im römischen Kleid, eine Überstürzung ihrer Entwicklung, während die eingeborenen Kräfte verkümmerten oder dumpf in der Unterschicht fortlebten, kurz, das Aufgehen in der Kultur des großen Reiches, aber das Ende einer eigenen germanischen Geschichte. Augustus wäre ihr Totengräber geworden.

Daß er die Unterwerfung des freien Germaniens bis zur Elbe unbedingt angestrebt hat, ist kein Zweifel. Die kaiserlichen Prinzen als Heerführer, die außergewöhnlich starken und aufs vollkommenste ausgerüsteten Armeen sind dafür Beweis genug. Man kennt den weiteren Verlauf: Ebenso rasch wie die Donau, wurde die Elbe erreicht. Daß wegen eines schweren Aufstandes in Pannonien der Feldzug, der als letzten Abschnitt Böhmen unterwerfen sollte, abgebrochen werden mußte, schien nur ein Aufschub. Obwohl in naher Nachbarschaft, von Ungarn bis Dalmatien, der Aufstand gegen die auch dort eben erst aufgezwungene römische Herrschaft tobte, richteten sich die Römer zukunftssicher zwischen Rhein und Unterelbe ein. Bis im Teutoburger Wald der Hammerschlag des Arminius mit den drei Legionen des Varus Roms Herrschaft in Innergermanien für immer zertrümmerte.

Arminius mußte die Freiheit seines Volkes, die er mit dem Sieg über Varus erfochten hatte, später noch einmal, nach Augustus Tod, gegen römische Heere verteidigen. Aber die Peripetie des römisch-germanischen Verhältnisses liegt doch innerhalb der Regierungszeit des Augustus begriffen. Augustus, der von des Varus Niederlage so erschüttert war, daß er sogleich seine germanischen Leibwächter entfernen ließ, hat selbst noch die von ihm eingeleitete Politik der Germanenbezwingung aufgegeben. Seine selbstverfertigte Grabschrift prunkt noch in geschickter Verhüllung des wahren Tatbestandes mit unterworfenen oder Freundschaft suchenden Germanen und mit den äußersten erreichten Grenzen, der Elbmündung und dem Cimbernland, d. h. der Nordspitze Jütlands. Aber sein politisches Testament enthielt den dringenden Rat an seine Nachfolger, an den erreichten Grenzen des Reiches stehen zu bleiben. Das bedeutet den Verzicht auf die Unterwerfung Innerdeutschlands. Wenn jener Rat auch eine seit Perikles überlieferte Weisheit großer Staatengründer ist, die ihre Schöpfung als einzig ansehen und glauben, ihr nur in der Beschränkung Bestand verleihen zu können, so hat Augustus, indem er ihn aufnahm, doch für Rom das Gesetz anerkannt, das ihm von Arminius auferlegt worden war, das Gesetz der Freiheit Germaniens. Daß Augustus' Nachfolger Tiberius den Neffen Germanicus dann noch drei Jahre lang versuchen hieß, die Niederlage des Varus wettzumachen, daß die Flavier die Grenzverkürzung von der Donau zum Rhein wenigstens in dem bescheidenen Umfang des rhätisch-obergermanischen Limes durchführten, daß noch einmal im zweiten Jahrhundert Mark Aurel glaubte, an die Einrichtung von Provinzen auf dem Boden Innerdeutschlands denken zu können, das alles ändert nichts daran, daß die aktive Germanenpolitik, zu der sich Augustus entschlossen hatte, unter ihm ihren Gipfel und zugleich ihren endgültigen Fall erlebte.

Germanien blieb frei, und das germanische Wesen durfte auf deutscher Erde die langsame aber beständige Entwicklung fortsetzen, welche der Jugendlichkeit des Volkes angemessen war. Eine eigne germanische Festlandkultur blieb gewährleistet und konnte die Grundlage der deutschen werden.

Hermann Löns

zum Gedächtnis:

geboren am 29. August 1866
zu Kulm an der Weichsel,
gefallen am 26. September 1914

Als Hermann Löns aus der Heide nach Frankreich zog,
Markwart, der Häher, ihm schwatzend zur Seite flog.

Löns, Wohin? In den Krieg und fast fünfzig Jahr?
Unterm Rekrutenhelm ergraut dir das Haar!

Alt oder jung, das zählt nicht nach Jägerrecht!
Jäger und Schützen sind immer nur gut oder schlecht.

Löns, Hermann Löns, bald ist dichten und jagen aus!
Heidesohn, Dichtersmann, Jägersmann, bleibe zu Haus!

Löns, der Jäger, wog sacht das Gewehr in der Hand:
Schwatze nicht Markwart! Der Werwolf streicht ums Land.

Löns, so vergiß du die Heide, dein braunes Buch?
Markwart, ich trag es versteckt unterm grauen Tuch.

Löns, und die deutschen Lieder, dein goldenes Buch?
Markwart, ich trag es versteckt unterm grauen Tuch.

Markwart, der Häher, stob scheltend ins Tannicht zurück.
Löns, der Dichter, ging sterben für Deutschlands Glück.

Hermann Löns starb schweigsam in Blut und Tau.
Wunderfalken kreisten schweigsam im Blau.

Kreisten ob Wäldern und Äckern im goldenen Meer,
Suchend kreisten des Sterbenden Augen umher.

Schauten in Morgengold, Ackerbraun, Waldesgrün,
Aufgeschlagen lagen drei Bücher um ihn!

Dreimal noch zuckte, dreimal des Sterbenden Hand
Über Herz und Büchse und braunes Land.

Herz, nun gib deinen singenden Liedern Ruh!
Zuckend sein goldenes Buch schlug der Dichter zu.

Büchse, du glühst in verkaltender Hand noch so heiß,
Zuckend sein grünes Buch schloß der Jäger leis.

Erde, ach Erde, nun bist du mein Leichentuch!
Streichelnd schloß Hermann Löns sein braunes Buch.

Walter Flex

geboren 6. Juli 1887 in Eisenach,
gefallen 16. Oktober 1917 auf der Insel Oesel

2000. Geburtstag eines Weltkaisers.

Die Berufung des Augustus.

Von **Günther Birkenfeld.**

Octavian, der später den Beinamen Augustus erhielt, **wurde vor 2000 Jahren am 23. September geboren.** Er übernahm das Erbe Caesars, verhinderte neue Bürgerkriege im kaum geeinten Römischen Reich und brachte es zur größten politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Machtentfaltung. Welch harte Kämpfe er dabei zu bestehen hatte, zeigt der Augustus-Roman von Günther Birkenfeld (Cotta-Verlag, Stuttgart), dem der folgende Abschnitt entnommen ist.

Octavian, der 18jährige Neffe Caesars, geht mit Agrippa durch den Garten des Landhauses, das die beiden gemeinsam mit Salvidienus bewohnen. Die Freunde blicken zur Sonne hinüber. Brandig sinkt sie hinter Wolkenmassen, die Ost und West in zwei feindliche Welten zu trennen scheint.

„Kein gutes Zeichen", sagt Octavian. Fröstelnd vom kalten Anhauch, der vom Meere heraufweht, zieht er die Toga höher.

Agrippa bemerkt es und bittet: „Komm in das Haus, Octavian. Salvidienus wird ja nun fertig sein."

Der dritte der Freunde hatte darauf bestanden, das Abschiedsfest ausrichten zu dürfen, das am Abend beginnen und kaum vor Sonnenaufgang enden sollte. Morgen mußte gepackt werden. Und übermorgen schlief man vielleicht schon unter dem Lederzelt im Feldlager.

Die beiden übergeben den Sklaven ihre Togen und betreten den Speisesaal, den Salvidienus mit Rosen und Efeuranken reich ausgeschmückt hat. Die Gäste sind bereits versammelt: die Kommandeure der vierten und der berühmten Marslegion und die Freundinnen der Jünglinge.

Gleichzeitig mit den Vorspeisen erscheinen Wandermusikanten mit einer griechischen Sängerin. Sie halten Flöte, Zither und Harfe bereit und erwarten das Zeichen des Salvidienus. Schon will der ihnen zunicken, als der Türhüter hereinkommt und hinter Octavian tritt.

„Was gibt es, Gripus?"

„Julius Marathus wünscht dich zu sprechen. Herr."

Betroffen blickt Octavian in das Ungefähre. Die Gesellschaft verstummt. Der Sekretär der Atia, der Mutter des Freundes, hier so plötzlich in Apollonia? Das kann nichts Gutes bedeuten.

Octavian steht auf. Er ist blaß geworden. Seine Stimme jedoch klingt nicht anders als sonst, indem er die Gäste bittet, sich nicht stören zu lassen, er werde gleich wieder da sein. Er selbst gibt den Spielleuten das Zeichen zum Beginn. Begleitet vom Gedudel der Flöten, vom Gezirp der Saiteninstrumente und vom eintönigen Verssang der Griechin geht er in das Atrium.

Dort steht Marathus. Im Flackerlicht der Öllampen. Octavian erwidert kaum seinen Gruß. Seine Augen wollen dem vertrauten Gesicht des Freigelassenen, der daheim neben ihm heranwuchs, mit dem ersten Blick die Botschaft ablesen. Elend sieht der Junge aus, elend und abgehetzt. Aber das kann ja auch von den Anstrengungen der Reise sein.

„Lebt meine Mutter?" fragt Octavian, indem er sich zwingt langsam zu sprechen.

„Ja. Sie grüßt dich sehr, Octavian."

„Octavia?"

„Deine Schwester ist wohlauf, Octavian."

Des Jünglings Züge lösen sich. „Wie kommst du denn so plötzlich hierher, Marathus? Es war doch heute kein Schiff fällig?" fragt Octavian, schon beinahe im Plauderton.

„Deine Mutter befahl mir, im Notfall in Brundisium einen Schnellsegler zu mieten."

Jetzt ist die Angst wieder da. Schweiß glänzt auf des Jünglings Stirn. Plötzlich bemerkt er, daß Marathus sich den Bart wachsen ließ. — „Du trägst ja einen Bart, Marathus? . . . Um wen trauerst du?"

In des Boten Augen drängen sich Tränen. Er ist nicht fähig zu sprechen und deutet nur auf den Brief in seiner Rechten. Octavian nimmt den Brief, reißt hastig das Siegel seiner Mutter von der Kreuzschnur und muß unvermittelt daran denken, daß der Vater des Marathus ein Freigelassener Julius Caesars war.

„Wann kommt der Diktator?" fragt zur Erde hin Octavian, während er die Brieftafeln auseinanderlegt.

Keine Antwort. Dann weint Marathus auf. Er geht, das Schluchzen im Ärmel des Reisemantels erstickend, in eine der finsteren Ecken des Atriums.

Octavian stürzt in sein Studierzimmer, heißt den Sklaven die Lampen an den Ästen des Bronzebaums entzünden und schickt ihn hinaus. Er läuft durch den Raum und raunt nur immer wieder: „Caesar tot, Caesar tot . . ." Dabei schüttelt er den Kopf. „Das kann nicht sein . . . das ist ja ganz unmöglich!"

Octavian hatte den Großoheim nicht nur geliebt als den väterlichen Freund, er hatte ihn geliebt und verehrt als den von den Göttern Gesandten, als den Schützer der Stadt und den Hüter der römischen Herrschaft. Caesars Glück, das war Roms Glück. Und Caesars Fall . . . Welcher Gott konnte so grausam sein, ihn fortzurufen vor der Vollendung seines Werkes, ihn zu entreißen den Völkern, die er durch seinen Weltzug vereinen wollte zum einzigen Friedensreich unter dem Regiment seiner Weisheit und Güte? „Wer, wer war das?" ruft Octavian. „Wer wagte es, einen Julius Caesar zu verdammen zur ewigen Ohnmacht der Elysäischen Felder?" Er tritt vor den Ampelbaum und hält die Brieftafeln in das Licht. Die Schrift der Mutter, — wie schön geschwungen sonst, wie zittrig heut! Octavian küßt das rote Wachs, als spürten seine Lippen der Mutter Hand. Dann liest er:

„Lieber Octavian!

Der beste Juppiter und alle hohen Götter mögen bei Dir sein. Etwas Schreckliches ist geschehen. Fasse Dich, lieber Junge. Julius Caesar ist nicht mehr, wurde hingemordet in der Pompejanischen Kurie, hingewordet von den beiden Brutus und Cajus Cassius. Von vielen anderen noch, denen er nur immer Gutes erwies. Ihrer an die sechzig. Ich bin nicht fähig, Dir das Nähere zu schildern. Laß Dir von Marathus berichten . . ."

Octavian vermag nicht weiterzulesen. Die Buchstaben verschwimmen in seinen Tränen. Er wirft sich zu Boden und schreit, wälzt sich in maßlosem Schmerz und Zorn, reißt an seinen Haaren und hämmert gegen die Brust, — er trommelt mit den Fäusten auf das Polster des Lesesofas, daß die Brieftafeln hochschnellen und auf die Fliesen fallen. Mit jedem Faustschlage brüllte Octavian: „Brutus, Cassius, Brutus, Cassius!" Seine Augen, die klarblau sonst sind, werden dunkel und starr, sein Gesicht ist kreidig und überschwemmt von immer neuen Tränenströmen. Mit ingrimmigen Worten zürnt der Kniende den Göttern, die diesen „viehischen Meuchelmord" duldeten.

Dann schwinden ihm die Kräfte. Stöhnend lehnt er sich an das Sofa. Leere ist in ihm. Und inmitten wächst ein Wirbel, der den Schädel sprengen will und der das Zimmer samt den Stühlen und Tischen, den Vasen und Bücherrollen in sein Kreisen reißt. Mit letzter Kraft ruft Octavian den Diener: „Wasser!" Der Kammersklave flitzt auf seinen nackten Sohlen hin und her. Er reicht dem Herrn den Becher. Octavian trinkt und schickt den Sklaven hinaus.

Von fern dringt Musik durch die Sammetvorhänge. Die Griechin scheint etwas zu deklamieren, — hin und wieder wird ihre singende Stimme vernehmlich. Die Freunde! Octavian will aufstehen. Aber er ist noch zu schwach. Er bemerkt die zerstreuten Brieftafeln, nimmt sie auf und liest die letzte.

„Du mußt jetzt tapfer sein, mußt ein Mann sein mit Deinen achtzehn Jahren. Wir alle, die Caesar angehören, sind in Gefahr. Bitte, Octavian, komm sofort nach Rom! Und laß Dich zu nichts hinreißen. Sei mein kluger, bedachtsamer Junge! So leb denn wohl. Deine Mutter."

Dann folgt noch eine kurze Nachschrift: „Zieh nur ja drei Tuniken unter. Es ist auf dem Meere noch so garstig."

Octavian senkt den Kopf. Abbittend gleiten seine Fingerspitzen über die Tafeln. Er schämt sich seiner Wildheit und erschrickt in Erinnerung an die Worte, mit denen er die Unsterblichen angeklagt hat. Und Apollo war Zeuge gewesen!

Octavian tritt vor den Gott hin, der vom Bücherschrank auf ihn niederblickt. Der Jüngling betrachtet das Ebenmaß dieser Züge und wird der eigenen Maßlosigkeit recht inne. Wie fern war er diesen Augen gewesen, die, allen Ungestüm verachtend, nach innen blicken — wie fern der Besonnenheit der sanft gewölbten Stirn, der weit geschwungenen Brauen, die nie ein Zorn verengen wird, — wie fern dem Lächeln, das aus dem Einklang aller Kräfte steigt und licht die Haut durchspielt.

Er schaut zu Apollo auf. So lange, bis er weiß, daß seine Stirn wieder rein sich wölbt, daß wieder Glanz in seinen Augen ist und jeder Muskel seinem Willen folgt, — so lange, bis er ganz erfüllt ist von der Gelassenheit des Gottes. Sie erhellt sein Hirn und leiht Klarsicht seinen Gedanken. Sie stimmt sein Herz zu jenem weiten gleichmäßigen Takt, in dem der Rudermeister mit dem Hammer auf die Zinnpfanne klopft.

Mit nüchterner Entschlossenheit richtet sein Verstand sich auf das erste und größte: Julius Caesars verwaistes Werk.

Herbstbeginn

Die Blätter fallen, fallen wie von weit,
Als welkten in den Himmeln ferne Gärten;
Sie fallen mit verneinender Gebärde.

Und in den Nächten fällt die schwere Erde
Aus allen Sternen in die Einsamkeit.

Wir alle fallen, diese Hand da fällt,
Und sieh dir andre an: es ist in allen.

Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen
Unendlich sanft in seinen Händen hält.

Rainer Maria Rilke

Wikinger werden Indianer.

Professor Dr. R. Hennig, Düsseldorf, schreibt in der „Zeitschrift für Rassenkunde" einen sehr interessanten Artikel über **„Rassische Überreste mittelalterlicher Normannen bei Eingeborenen Nordamerikas"**, aus dem wir hier zwei Auszüge wiedergeben:

Pierre Gaultier de Varennes, Sieur de la Verendrye, ein 1665 in Kanada geborener Offizier der französischen Kolonialarmee, der sich als Kulturpionier und Kämpfer gegen die Indianer bereits mannigfach bewährt hatte, wurde jetzt vor 200 Jahren vom damaligen Generalgouverneur von Kanada beauftragt, eine Überlandexpedition durch die noch völlig unbekannten und von keinem Europäer betretenen Länder Nordamerikas zwischen dem St. Lorenzstrom und dem Stillen Ozean zu unternehmen. de la Verendrye vermochte diese Aufgabe noch nicht zu erfüllen; immerhin drang er tief in den Kontinent vor und durchstreifte gänzlich unbekannte Gebiete. Auf diesem Zuge hörte er von Indianern, es gebe im Innern in den heutigen Bundesstaaten Dakota und Minnesota einen ganz merkwürdigen Stamm von „weißen Indianern", den Mandans, die sich völlig von allen sonstigen Indianern in ihren Sitten, Gewohnheiten und oft auch in ihrer körperlichen Beschaffenheit unterscheiden sollten. de la Verendrye beschloß, diese sonderbaren Indianer, die sogar in Städten wohnten, aufzusuchen, und es gelang ihm, am 3. Dezember 1738 in ihren Hauptort zu gelangen. Was er dort vorfand, erregte allerdings sein größtes Staunen. Von ihm selbst sind nur einige Tagebuchaufzeichnungen bekannt, aus denen 1889 in Kanada einige Auszüge veröffentlicht wurden. Darin befanden sich u. a. folgende Sätze:

„Ihre Befestigungsanlagen sind nicht indianisch. Dieser Stamm ist teils weiß, teils dunkelhäutig. Die Frauen sehen recht gut aus, besonders die weißen, von denen manche schönes, blondes Haar haben. Sowohl die Männer wie die Frauen dieses Stammes sind sehr arbeitsfreudig.. Die Männer sind stark und groß, im allgemeinen sehr tätig, gut aussehend, mit sympathischem Gesichtsausdruck. Die Frauen sehen ganz und gar nicht wie Indianerinnen aus."

. . . Alle diese an sich schon erstaunlichen Ermittlungen über Wikingerspuren (aus den Jahrhunderten vor Columbus und Vespucci) im tiefsten Nordamerika sind nun gekrönt worden durch den 1898 geglückten, aber erst nach 1932 in Europa bekannt gewordenen Fund eines großen Runensteines, der bei Kensington in Minnesota tief im Erdboden unter den Wurzeln eines etwa 70jährigen Baumes gemacht wurde. Diese ungewöhnlich schön ausgeführte Inschrift, die längste Runenschrift, die man kennt, teilt im altgötaländischen (also schwedischen!) Dialekt mit, **daß im Jahre 1362 hier 22 Norweger und 8 Schweden „auf einer Forschungsfahrt von Vinland nach dem Westen" geweilt hätten,** daß 10 Teilnehmer während der Abwesenheit der anderen überfallen und erschlagen worden seien, und daß in 14 Tagereisen Entfernung das Schiff läge, das die Teilnehmer herbeigeführt hatte. Dieser höchst eigenartige „Runenstein von Kensington" ist in Amerika wieder und wieder in bezug auf seine Echtheit angezweifelt, untersucht und stets aufs neue als unweigerlich echt befunden worden. Er gibt der historisch-geographischen Forschung ein nahezu unüberwindliches Rätsel auf, aber im Zusammenhang mit den normannischen Waffen, die rings im Umkreis im Erdboden gefunden worden sind, könnte er das Geheimnis lösen, was es mit der „großen militärischen Expedition aus den bekannten Ländern der Erde" für eine Bewandtnis hatte, die Verendrye und Kalm schon vor 200 Jahren vermuteten, um die Existenz der „weißen Indianer" des Mandan-Stammes zu erklären.

Solange der Stein von Kensington als echt angesehen werden muß (und über 90 Prozent der Fachleute haben diese Echtheit als unstrittig bezeichnet!), würde sich dann das Bild ergeben, **daß im 14. Jahrhundert eine große Expedition von Skandinavien ins Innere von Nordamerika gelangt und sicher nicht zurückgekehrt ist. Es scheint, daß die Überlebenden im Stamm der Mandan-Indianer aufgegangen sind,** ihm ihre Rassenmerkmale aufgeprägt, ihre nordischen Gewohnheiten, Ackerbau, Städtebau, Befestigungsanlagen, sogar den typisch nordischen Hausbau und auch Bruchstücke des christlichen Glaubens vermittelt und ihre Waffen nutzbar gemacht haben.

„Wici".

Der Führer der radikalen Bauernjugend beim Staatspräsidenten.

In letzter Zeit tritt der Direktor der Volksuniversität in Gacid, Ingenieur Solacz, immer mehr in den politischen Vordergrund. Die Volksuniversität bildet ohne Zweifel den geistigen Mittelpunkt der Bauernjugend, die in den „Wici" organisiert ist. Die „Wici" sind — wie man weiß — der radikale Flügel der jungen Mannschaft der Volkspartei, derselben Partei, deren Spitze mit dem hohen Klerus liebäugelt und sich unter dessen Obhut zu stellen bemüht. Es ist dabei aber weder verschlagene Diplomatie, noch sonst etwas besonders Unklares im Spiele. Die ältere Generation der Mitglieder der Volkspartei neigt eben zum Konservatismus, hängt treu am römisch-katholischen Glauben und respektiert die Geistlichkeit, während die junge Generation, die Söhne und Töchter, in religiöser Hinsicht zumeist indifferent sind, dagegen ein starkes Interesse für soziale Ideen haben, die sich — kurz gesagt — unter marxistischem Einfluß gestalten. Die Jugend der Volkspartei liest am liebsten diejenigen Zeitschriften, in denen akademisch gebildete Landwirtssöhne den Klassenstandpunkt betonen und das soziale Leben vom Klassenstandpunkt aus beleuchten. Die bäuerlichen Intellektuellen sind eifrig bestrebt, die jungbäuerliche Bewegung gegen den endekischen Nationalismus, sowie gegenüber den Parteien der klerikalen Morges-Front abzugrenzen, dagegen enge kulturelle Beziehungen zur PPS und der demokratischen Linken zu pflegen und dadurch einer politischen Zusammenarbeit mit diesen Gruppierungen die Wege zu bahnen.

Die Behandlung, welche die „Wici"-Bewegung seitens verschiedener Würdenträger und seitens der Behörden erfährt, ist nicht einheitlich. Es ist ersichtlich, daß sie es hoher Protektion zu verdanken hat, daß sie bestehen kann. Über Ingenieur Solacz äußern sich auch die Gegner der „Wici" mit aufrichtigem Respekt.

Unlängst wurde er vom Staatspräsidenten in Audienz empfangen. Es verlautet, daß der Staatspräsident ihn bald zum zweiten Mal einladen wird.

*

Ghetto in den Volks- und Mittelschulen.

Dem Schulkuratorium in Warschau sind, wie die polnische Presse mitteilt, zahlreiche Klagen der jüdischen Organisationen darüber zugegangen, **daß fast in allen Volks- und Mittelschulen in der Provinz, zum Teil auch in Warschau Ghettos eingerichtet worden sind.** Im Zusammenhang damit sprach beim Warschauer Kultusministerium eine jüdische Delegation vor, um in dieser Angelegenheit zu intervenieren.

*

Billige Speiseausgabe in den Eisenbahnzügen.

Die von der polnischen Presse schon längst geforderte Einrichtung von billigen Speise-Ausgabestellen in den Eisenbahnzügen soll jetzt verwirklicht werden. Das Verkehrsministerium hat die internationale Schlafwagengesellschaft mit der Inbetriebsetzung derartiger Büfetts betraut, die vorläufig auf den Linien Wilna—Lemberg und Wilna—Warschau eingerichtet werden sollen. Die Ausgabestelle wird — nach deutschem Muster — in einem Abteil der dritten Wagenklasse aufgestellt werden. Man hat auch bereits die Preise festgesetzt, die für die Verabreichung von Getränken gelten sollen, und zwar sollen kosten: ein Glas (1/4 Liter) Tee mit Zitrone 40 Groschen, 1 Glas Kaffee mit Milch 60 Groschen, ein Glas Milch 20 Groschen und eine Flasche Selterwasser 20 Groschen. Ferner sollen erhoben werden für ein Ei 20 Groschen, für eine Portion Wurst mit Senf (100 Gramm) 60 Groschen usw. Die angeführten Preise enthalten bereits das Entgelt für die Bedienung.